

# M J I D D I S T I K

## T T E I L L U N G E N

### Jiddistik in deutschsprachigen Ländern

Walter Röll: Ein ältestes Zeugnis der  
jiddischen Gebetssprache?

Hans Peter Althaus: nebbich

Suse Bauschmid: II. Symposium für  
jiddische Studien in Deutschland

Ane Kleine: Erstes internationales  
Forschungsseminar zur jiddischen Kultur

Buchanzeigen

Lehrveranstaltungen an Hochschulen

Andere Lehrveranstaltungen

Intensivkurse/Sommerkurse

Kulturelle Veranstaltungen

Nachrichten

Neuerscheinungen und Rezensionen

## *nebbich*

Das jiddische Wort נעבֿיך, im Deutschen meist *nebbich* geschrieben, gilt als eine besonders gefühlsbetonte Vokabel, die nur schwer zu übersetzen ist (Nachama <sup>2</sup>1995: 60). Das liegt wohl daran, daß der Ausdruck vor allem kontext- und situationsabhängig gebraucht wird und sich deshalb einer einfachen lexikographischen Gleichsetzung verweigert. Im emotionalen Potential des Wortes sah Max Weinreich (1973: § 151) den Grund dafür, daß es bereits im vorigen Jahrhundert ins Deutsche und in diesem Jahrhundert ins amerikanische Englisch entlehnt worden ist. Tendlauer (1860: Nr. 633) hielt *nebbich* oder *newich* für »ein sehr schwieriges Wort« und meinte dabei vor allem die Bedeutungsnuancen. Einerseits stehe es für 'Gott bewahre!' oder 'leider!', andererseits drücke es aber auch »bloß eine gemütliche Teilnahme aus, ohne deshalb auf ein großes Unglück zu deuten«. Unter deutschen Juden wurde das Wort als Zeichen der jüdischen Identität bis zum Holocaust bewahrt und von den Überlebenden auch in die Länder der Emigration mitgenommen. Der 1912 in Wien geborene Schriftsteller Jean Améry erinnerte sich, daß es für seine christliche Mutter mit jüdischen Vorfahren ein Ausdruck von besonderer Bedeutung war: »Dann und wann gebrauchte Mutter ein jüdisches Wort, das einzige, das ich aus ihrem Munde hörte: nebbich. Sowohl für Jessasmarandjosef wie für nebbich waren bei uns stets gute Gründe vorhanden: Wir waren proletarisierte Mittelstandsleute, nebbich, und weder Jesus noch Maria noch Josef wollten sich unser erbarmen« (Améry <sup>2</sup>1979: 80). Ob die Mutter das Wort von ihrem aus Hohenems stammenden jüdischen Ehemann gelernt hatte oder als Relikt ihrer Herkunft bewahrte, ist ungewiß. Schon 1855 setzte der Wiener Philanthrop Joseph Wertheimer dem Ausdruck ein poetisches Denkmal: »Ein Wörtchen geht von Mund zu Munde - / Sein Ursprung ist uns unbekannt; / Doch Zeugnis gibt's vom Bruderbunde, / Der mild dem Leid sich zugewandt. / Wo sich ein menschlich Weh

verschließet, / Die Pilgerfahrt wird schwer und schwül, / Das Wörtchen von der Lippe fließet, / Und ›Näbich‹ sagt das Mitgefühl« (Frankl 1855: 289). Tendlau (1860: Nr. 633) verstand *nebbich* in diesem Sinne 1860 als Ausdruck »der herzlichen Teilnahme«.

Von den deutschen Lexikographen wurde *nebbich* lange Zeit nicht als Wort der deutschen Sprache akzeptiert, allenfalls als Ausdruck der Gaunersprache gebucht. Avé-Lallemant (IV: 577f.) führte 1862 zwei Formulierungen aus dem Rotwelschen an: *er ist nebbich chole* 'er ist leider krank' und *er schefft nebbich tofes* 'er sitzt leider gefangen'. Älter sind Belege von v. Grolmann (1822) und Thiele (1840), wobei die Quellen allerdings eher jiddischen als typisch rotwelschen Sprachgebrauch wiedergeben. Belege aus zwei Rotwelschwörterbüchern vom Anfang dieses Jahrhunderts hat Wolf (1956: Nr. 3827) nachgewiesen. Als Bezeichnung der Gauner für einen 'Tölpel', der bei Diebeszügen »nur zu unbedeutenden Handreichungen« gebraucht werden konnte, ist *Nebbich* seit dem frühen 19. Jahrhundert belegt (Avé-Lallemant IV: 577f.; Wolf 1956: Nr. 3827). In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gehörten *nebbich* und *Nebbich* zum sprachlichen Repertoire der Berliner und Wiener Halbwelt (›Der richtige Berliner‹<sup>10</sup> 1965: 141; Wehle 1980: 63). Die Nachweise für das Vorkommen der Wörter im Rotwelschen sind in ihrer Aussagekraft dadurch reduziert, daß die Lexikographen oftmals nicht über neue Belege verfügten, sondern die vorhandenen Nachweise nur ein weiteres Mal abdruckten (zur Quellenkritik vgl. Wolf 1956: 17ff.).

Als familiärer Ausdruck war *nebbich* mit vielfältiger Bedeutungsschattierung bei deutschen Juden gebräuchlich. Guggenheim-Grünberg (1973: 90f., Karte 31) belegt das Wort mit und ohne Einfluß der binnendeutschen Konsonantenschwächung (*b > w*) und mit alveolo-palataler Spirans [ç] im Auslaut. Zivy (1966: 68) hat aus dem elsässischen Jiddisch *newisch* 'leider, bedauerlicherweise' und *a newischle* 'unansehnlicher, schwacher Mensch' festgehalten. Tendlau (1860: Nr. 633) buchte aus Frankfurt am Main das Sprichwort *Er is newich e Rachmōnes!* 'er ist leider zum Erbarmen'. Es wurde verwendet, wenn jemanden das Schicksal hart getroffen hatte. Von einem Menschen, dem man alles in die Schuhe schob, hieß es dort in der Mitte des vorigen Jahrhunderts: *Er is newich das Kappore-Hinkelche!* 'er ist leider das Versöhnungshuhn' (ebd. Nr. 635). *Er*

*kam nebbich nicht mit*, sagte ein Überlebender 1962 im hessischen Merzhausen (Althaus 1963/64: 141). In Westfalen nannten Juden einen 'bemitleidenswerten Menschen' *nebbichponem* oder *nebbichsege* (Weinberg 1969: 86).

In den deutschen Dialekten sind *nebbich* und *Nebbich* kaum bekannt. Stern-Schulze (1997) hat die wenigen Belege aus Dialektwörterbüchern nicht in ihre Konkordanz aufgenommen; vielleicht wurden sie als jiddisch gewertet. Außerhalb der Stadtdialekte von Frankfurt am Main, Berlin und Wien ist *nebbich* als Adjektiv mit den Bedeutungen 'fürwahr' und 'unwichtig, belanglos' einstweilen nur aus dem Rhein Hessischen von Mainz, Worms und Gaubickelheim belegt (ShWb. IV: 941). In Frankfurt kam das Wort sogar in schriftlichen Aufzeichnungen vor: *Der Mann hat newwich sei(n) ganz Vermeeche* [Vermögen] *verlore*, stand in Oppels Notizheften, in die er von 1839 bis 1894 Beobachtungen zum Frankfurter Sprachgebrauch eingetragen hat (FWb. 2137). *Newwich zum Erbarmen* sagte man dort 1908. Daß *newwich wie heißt* als Ausdruck des Erstaunens »in unserer Zeit häufig von Juden gebraucht« werde, notierte der Frankfurter Mundartforscher Rauh noch 1941, und auch, daß ein 'bemitleidenswerter Mensch' als *en Nebbich* bezeichnet wurde (ebd.).

Die lexikographischen Nachweise für das Adjektiv *nebbich* 'unwichtig, dumm, überflüssig' und das Substantiv *ein Nebbich* 'ein Niemand' im Berlinischen (BrBeWb. III: 415) stammen aus der Wortsammlung ›Der richtige Berliner‹ (<sup>10</sup>1965: 141), die von Schriftstellern wie Georg Hermann (1991: 85) zu sprachlichen Milieustudien benutzt wurde. In ihrem Wiener Pendant wird *nebbich* im Kontext erklärt: *Ein Erdbeben - no, da möcht ich nebbich nicht dort sein!* (Wehle 1980: 63). Was ein *Nebbich* war, tritt hier im Vergleich deutlich hervor: »der Umtam [ist] ein unbeholfener, ungeschickter Mensch, der Nebbich hingegen hat es trotz größter Dienstbereitschaft und Mühe zu nichts gebracht«. Kurzgefaßt liest sich das so: *der Umtam läßt alles fallen. Der Nebbich hebt alles auf* (ebd.). In Frankfurt am Main war der *Nebbochant* ein 'körperlich und geistig Impotenter' (FWb. 2137), in Berlin ein 'wichtigtuender, störender Nichtstuer und Nichtskönner' (BrBeWb. III: 415) und in Wien dasselbe wie *Nebbich* (Wehle 1980: 63).

Als Wort der deutschen Verkehrssprache ist *nebbich* erstmals 1879 in ein Fremdwörterbuch aufgenommen worden (vgl. Paul <sup>9</sup>1992: 605). Die

großen Wörterbücher haben es alle erst nach dem Zweiten Weltkrieg gebucht: das ›Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache‹ 1974 (S. 2623), das ›Duden-Wörterbuch‹ 1978 (S. 1867), Brockhaus-Wahrig 1982 (IV: 807), Küpper 1984 (VI: 2021), Paul in der 5. Aufl. 1966 (S. 456), Kluge erst in der 22. Aufl. 1989 (S. 500). Manche haben es richtig aus dem Jiddischen hergeleitet, andere noch als »gaunersprachlich« bezeichnet (Brockhaus Wahrig IV: 807) oder eine Entlehnung über das Rotwelsche postuliert (Paul <sup>9</sup>1992: 605). Daß das Wort aus dem Jiddischen stammt, aus dem Rotwelschen belegt ist und daneben vor allem in der deutschen Umgangssprache gebraucht wurde, hat so klar nur das ›Bildwörterbuch‹ (Brockhaus XXIV: 471) dargestellt. Ganze drei Kontextbelege haben die gemeinsprachlichen Wörterbücher bisher nachgewiesen, aus Carl Zuckmayers Drama ›Des Teufels General‹ (Paul <sup>9</sup>1992: 605), aus Hans Falladas Roman ›Jeder stirbt für sich allein‹ (DuWb. 1867) und aus Hermann Kants Roman ›Die Aula‹ (WddG 2623).

Vage wie die Hinweise zur Entlehnung sind die Gebrauchsangaben. Betz bezeichnet *nebbich* als umgangssprachlich (Paul <sup>5</sup>1966: 456); diese Einschätzung wird Jahrzehnte später von Seebold wieder aufgegriffen (Kluge <sup>22</sup>1989: 500). 1974 gilt der Gebrauch von *nebbich* als salopp (WddG 2623); diese Charakterisierung wird danach auch von anderen Wörterbüchern vertreten (DuWb. 1867; Brockhaus Wahrig IV: 807). Schließlich nennt Seebold *nebbich* vulgär und weist es dem peripheren Wortschatz zu (Kluge <sup>23</sup>1995: 584). *Nebbich* für 'unbedeutender Mensch' wird gar als Austriazismus gewertet (Brockhaus Wahrig IV: 807). Auf welchem Material solche Einschätzungen basieren, wird nicht offengelegt. Die geringe Belegdichte läßt jedoch vermuten, daß sich die Lexikographen mehr von anderen Wörterbucheinträgen als von der Beobachtung des tatsächlichen Sprachgebrauchs haben leiten lassen.

Daß bei der lexikographischen Befolgung des Grundsatzes »variatio delectat« Prinzipien des ästhetischen Minimalismus beachtet werden, zeigt sich beim Vergleich von Bedeutungsparaphrasen in konkurrierenden Wörterbüchern. Für die Interjektion *nebbich* als Wort der deutschen Verkehrssprache wurde 1975 die Bedeutung 'nun wenn schon! was macht das!' angegeben (WddG 2623), die 1976 durch 'nun, wenn schon' (Brockhaus XXIV: 471) und 1978 durch 'nun, wenn schon; was macht das schon'

(DuWb. 1867) geringfügig variiert wurde, ehe 1982 die Umschreibung 'nun, wenn schon' (Brockhaus Wahrig IV: 807) wieder zu ihrem Recht kam. Im Vergleich dazu zeichnet sich die von Betz gegebene Umschreibung 'schade; wenn schon, denkste!' durch Selbständigkeit des lexikographischen Urteils aus (Paul <sup>5</sup>1966: 456). Es scheint so, als wenn der Gebrauch des Wortes *nebbich* im Deutschen durch die gemeinsprachlichen Wörterbücher noch nicht abschließend beurteilt wäre. Aus diesem Grunde sollen Belege gesammelt und im Kontext vorgeführt werden.

*Nebich* wurde als Relikt der jüdischen Ausdrucksweise im Familienkreis gebraucht und so an die nächste Generation weitergegeben. Gershom Scholem (1977: 19f.) berichtet in seinen Kindheitserinnerungen, daß er das Wort nach 1900 von einer Tante als »besonders gefühlsbetonten Ausdruck des Bedauerns« gehört habe: *Gerhardchen ist nebbich so anständig*. Die Szene war ihm noch im hohen Alter gegenwärtig. Er nannte auch den Grund dafür, daß dieses jüdische Wort fest in seinem eigenen Sprachschatz verankert war: »Solch einen Satz konnte man nicht leicht vergessen.«

Die Partikel *nebbich* wurde nahezu ausschließlich von Juden verwendet. Nichtjuden war sie allenfalls aus jüdischen Witzen bekannt. Einen, mit dem deutsche Juden ihre Aversion gegen Glaubensbrüder abreagierten, hat Blumenfeld (1998: 32) erzählt: *Der ertrinkende Ostjude*: »*Nebich ich verschwimm!*« Wozu das Wort tauglich war, erkennt man erst im differenzierenden Gebrauch. Wenn es jedoch nicht tausendfach belegt und seit langem in deutschen Wörterbüchern gebucht ist, dann liegt das daran, daß es vor allem dem spontanen mündlichen Gebrauch vorbehalten war. In diesem Sinne gebrauchte Fritz Mauthner *nebbich* schon 1882 in seinem Roman ›Der neue Ahasver‹, um einzelne Äußerungen als typisch jüdisch erscheinen zu lassen: *Der eine ist sein Sohn. Er ist nebbich erst drei Monate alt* (<sup>2</sup>1886:I, 248), und: *Schimpft man uns, weil wir Juden sind, so wollen wir nebbich stolz sein* (ebd. I, 281).

Wie der jüdische Gebrauch beschaffen war, zeigt sich im Briefwechsel zwischen Karl Wolfskehl und Friedrich Gundolf. Als sich Gundolf im April 1900 an der Hölderlinausgabe von Schwab aus dem Jahr 1846 begeisterte, antwortete ihm der Büchersammler Wolfskehl: »Ihr HölderlinKauf hat mir einigen Neid erzeugt, ob ich gleich ihn Ihnen gross- und gutgemutet

gönne. Immerhin bezw. nebbich!« (Wolfskehl/Gundolf I: 71). *Nebbich* hieß hier soviel wie 'da kann man nichts machen' oder 'ich wäre Ihnen gern zuvorgekommen'. Im Oktober zeigte Gundolf brieflich den Abschluß seines Dramas ›Der Beschwörer‹ an, von dem er fürchtete, es könnte Wolfskehls und Georges Erwartungen enttäuschen. Einem negativen Urteil beugte er mit folgenden Worten vor: »Aber an mir liegt wenig. Das Beste in der Welt ist schon da und anerkannt, nötig bin ich nimmer. mit dem Weltgeist nebbich brauch ich kein Mitleid zu haben wenn ich ihn enttäusche oder im stich lasse« (ebd. I: 197). Das nachgestellte *nebbich* diente in dieser Formulierung der Distanzierung und sollte in den Augen des Briefschreibers das übermächtig Scheinende ironisch verkleinern. Daß der Umgangston der beiden jüdischen Briefpartner auch von anderen Personen aufgenommen wurde, belegt eine Briefstelle aus dem Jahr 1909, in der Wolfskehls Ehefrau Hanna eine Kontroverse des George-Kreises mit Rudolf Borchardt so kommentierte: *Nebbich und aber Nebbich!* (ebd. II: 80).

Mit *nebbich* würzte auch Gershom Scholem manche Äußerung im familiären Briefverkehr. 1919 berichtete er seinen Eltern, die das Studium finanzierten, über Studienfortschritte und listete seine Aktivitäten auf: *Was tut Gerhard Scholem für sein Studium? Mathematik diesmal nischt! das nächste Mal keine Zeit! nebbich* (Scholem 1989: 57). Das kommentierende *nebbich* sollte offenbar damit versöhnen, daß der Student die eigentlich verabredeten Studieninhalte zugunsten anderer Themen vernachlässigt hatte. Im selben Jahr informierte er die Eltern auch darüber, wie er mit seinem Monatswechsel auskomme und deutete bei dieser Gelegenheit die Notwendigkeit einer Erhöhung an wegen fürchterlicher Kälte, *was die Kohlenrechnung, nebbich*, bestätigen werde (ebd. 64). 1920 fügte er einem Brief an die Eltern das Postscriptum an: *Der Arzt, nebbich, kommt noch nicht* (ebd. 67). Das konnte bedeuten, daß er, um zu sparen, die Erkrankung vorerst ohne Arzt zu kurieren versuchte, die Rechnung den Eltern noch nicht zur Erstattung vorlegen wollte oder den Mediziner als nicht sehr kompetent einschätzte.

Betty Scholem informierte ihren Sohn 1923 über Nachlaßregelungen, bei denen eine *Nora nebbich* leer ausgegangen war (ebd. 81). Als Gershom Scholems jemenitisches Hausmädchen ihn und seine Frau 1928 als seine Eltern bezeichnete, hatte er für den Vorfall nur ein Wort: *Nebbich*

(ebd. 158). Im selben Jahr berichtete er der Mutter, daß ein Verwandter *neidisch auf all das Nebbich* sei, was er ihm voraus habe (ebd. 167). Und als 1930 in Jerusalem in der Zeitung stand, die deutschen Juden hätten Angst vor der Zukunft, fragte er, ob es *nicht nur böse Araber auf der Welt, sondern nebbich auch böse Deutsche* gäbe (ebd. 220). Wenig galant urteilte er zur selben Zeit über eine junge Dame etwa in den Dreißigern: *Hübsch ist sie auch nicht mehr, nebbich* (ebd. 227). Die finanzielle Aussteuer seiner Frau bezeichnete er 1932 als *Eschas Erbteil [...], nebbich* (ebd. 263). 1934 griff er zu *nebbich*, als er sich und seiner Frau in einer peinlichen Situation Contenance attestieren wollte: *Cohns bekamen fast Weinkrämpfe bei dem Gespräch, ich und Escha wahrten, nebbich, überlegene Weisheit* (ebd. 377). Schließlich charakterisierte er 1936 Enttäuschungen beim Verlust eines Postpakets: *Nebbich, die Leute haben sich darauf gefreut* (ebd. 414). Betty Scholem informierte ihren Sohn 1938 über Möglichkeiten zur Auswanderung nach Australien und Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Währung für die Bezahlung der Passage: *ganz gleich, ob Mark, oder nebbich nicht!* (ebd. 452). Von einem skurrilen Privatgelehrten mit mangelhaften Hebräisch-Kenntnissen blieb Gershom Scholem schließlich die Frage, die ihm der Gelehrte gestellt hatte, über mehr als ein halbes Jahrhundert im Gedächtnis: *Sie halten mich wohl für einen Nebbich-Philologen* (Scholem 1977: 165).

Victor Klemperer nutzte das Wort *nebbich*, wenn er im Tagebuch besondere Nuancen ausdrücken wollte. So spricht Überraschung aus einer Notiz im Sommer 1926, als er seine Vorlesung wegen zu geringen Besuchs vorzeitig beenden wollte und zur nächsten Stunde feststellen konnte, daß seine Hörer vollzählig erschienen waren: *nebbich, alle! etwa 15* (Klemperer 1996: II, 282). Distanzierung von der Idee des Zionismus wird in der Frage spürbar, die Georg Hermann (1991: 99) angesichts schwerer Zusammenstöße zwischen Juden und Arabern 1936 seiner Tochter stellte: *Was sagste zu Palästina nebbich doch?!* Das Wort *nebbich* konnte auch Ausdruck blinder Überheblichkeit sein, so bei einem jüdischen Offizier des Ersten Weltkriegs, der 1940 im Dresdner Judenhaus interniert war. Der antwortete auf die Frage nach den Auswirkungen der englischen Politik: *Nebbich die Blockade!* (Klemperer 1995: I, 532). Daß mit *nebbich* auch Personen bezeichnet werden konnten, hatte Betty Scholem schon mit



*Nora nebbich* bestätigt. Klemperer nannte 1934 ein Paar *Anna Lahmann + Pietrkowski, der »Nebbich«* (ebd. 159) und erwähnte 1935 abermals den »Nebbich« *Pietrkowska!* (ebd. 210). Daß ihm bei dem epitheton ornans nicht ganz wohl war, kann man am Gebrauch der Anführungsstriche sehen. Sie fielen fort, als er 1946 erfuhr, daß *Lahmann-Nebbich in Polen* ermordet worden sei (ders. 1999: I, 258).

Zwischen Mutter und Sohn Scholem blieben die Ausdrücke der Jugend durch alle Zeitläufte in Gebrauch. Nachdem es Betty Scholem in letzter Stunde gelungen war, nach Australien zu entkommen, war *nebbich* auch ein Wort, das sie auf sich selbst anwandte. *Ich nebbich fand es sehr schön*, schrieb sie 1940 (Scholem 1989: 488). *Ich nebbich weiß natürlich nichts*, hieß es 1944 (ebd. 515). Im selben Jahr kommentierte sie so auch einen empfindlichen Körperschaden, nachdem sie bei einem notwendigen medizinischen Eingriff ein Auge verloren hatte. Die Ärzte betonten, *die Höhle - nebbich! - sei in vorzüglichem Zustand, überaus very nice, Prothese allerdings nicht möglich* (ebd. 513). Nach einem Einbruch in sein Haus in Jerusalem vermutete Gershom Scholem, die Diebe hätten es auf seine kostbare Bibliothek abgesehen. Im Brief an seine Mutter bezeichnete er seine Bücher *nebbich oder, wenn Du willst, Gott sei Dank*, als sein einziges Vermögen (ebd. 520). So wurden die allerpersönlichsten Belange mit dem Wort *nebbich* ironisch, resignierend oder auch ins Schicksal ergeben kommentiert.

Diesen sehr persönlichen jüdischen Sprachgebrauch machte Karl Kraus immer wieder öffentlich. Als ihn Franz Werfel in seinem Drama ›Spiegel-mensch‹ einen östlichen Winkeladvokaten genannt hatte, antwortete Kraus mit der Satire ›Literatur oder Man wird doch da sehn‹ (1921a). Er sprach Werfel und anderen Autoren Originalität ab und ließ den ›Vater‹ die Zusammenhänge ahnen: »Ja, jetzt versteh ich! Aber sagt mir nur, / mein Wolfgang sagt, daß alles was von dir ist / und nicht von dir, sondern von Sonnenschein, / zurückzuführen ist auf Ehrenstein, / ders ohne Zweifel nebbich von sich selbst hat« (Kraus 1996: 23). Albert Ehrenstein reagierte darauf in der zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten Skizze ›Im Café Plagiat‹ mit dem Satz: *Ehrenstein hat nebbich den Kraus erschlagen* (Kraus 1996: 207). Kraus (1921b) aber rechnete in der ›Fackel‹ nicht nur mit Werfel, sondern mit der ganzen *Rasse der Neu-, Nach- und Nebbich-*

töner ab. Mit dem Wort *Nebbich* konnte Kraus seine Gegner ganz besonders treffen. Beleidigender als die Geringschätzung war das mitleidige Bedauern, das hier anklang. Daß Kraus in seiner Satire ›Literatur‹ einen künstlerischen Eindruck durch den Ausruf »*Ein Nebbich*« kommentieren ließ, war vernichtend (Kraus 1996: 40). Damit die polemischen Spitzen auch von jedermann richtig gewürdigt würden, faßte Kraus (1921c) die dazu verwendeten Mittel in einer redaktionellen Notiz in der ›Fackel‹ noch einmal zusammen: »Es dürfte nicht unbemerkt bleiben, daß in diesem Heft wiederholt und öfter als sonst Ausdrücke wie Chuzpe, Gewure, Mezzie, Rebbach, Nebbich, Ponem, ja sogar Asis-Ponem vorkommen«. Damit stellte Kraus *Nebbich* in eine Reihe mit Ausdrücken, die wie *Mezzie* und *Reibach* teilweise bis heute in der Presse als Mittel des polemischen Angriffs verwendet werden.

Schon im 19. Jahrhundert wurde das Wort *nebbich* zu einem Stilmittel der deutschen Literatur. Fritz Mauthner verwendete es in seiner Parodie auf Richard Wagners ›Ring des Nibelungen‹ 1878 mit besonderer Sprengkraft im Dialog zwischen dem ›Ding an sich‹ und ›Ahasverus‹, in dem man Züge des Alberich erkennen kann: »Ahasverus (erschreckt). *Wohl wollt ich dich weiben, doch die Nornen verneinen's*. Das Ding an sich. *Die Nornen? Nanu! Ahasverus. Nebbich, die Nornen! / Furchtbarer Fluch läßt mich leben / Endlos elend, ewig eklig*« (Mauthner 1897: 185; vgl. Vierhufe 1999: 93ff.). Das Subversive dieses parodistischen Sprachgebrauchs zeigt sich darin, daß sich Ahasverus durch das Wort selbst entlarvt und zugleich Wagner als den Schöpfer des parodierten Werks sprachlich decouvriert. Dasselbe Mittel hat Robert Neumann (1927: 92f.) in seiner Parodie auf Walter Bloems Roman ›Teutonen‹ noch einmal herangezogen. Dem von Germanensehnsucht trunkenen Helden Teuto schleudert eine welsche Wunschmaid das Geheimnis seiner Herkunft entgegen: *Brünstig im Bette zeugte dich Tehto dein Tate!*

Scherze lassen sich mit jiddischen Wörtern nur machen, wenn deren Bedeutung bekannt ist. Bei seinem Gedicht ›Immer um die Litfaßsäule rum ...‹ konnte Kurt Tucholsky 1920 darauf bauen, daß Leser und vor allem Hörer das Wortspiel erkennen würden: »Kinder hört mal zu: Was klebt da alles dran: / ›Ausverkauf von einem Teppich‹. / Eine Bar zeigt die Eröffnungsfeier an, / da sag ich nichts, als: Nepp ich!« (Tucholsky 1996:

18). Wer bei *nepp ich* nicht *nebbich* mithörte, war um den Witz betrogen. Daß der *Nebbich* ein Luftmensch auf Wanderschaft war, blieb scharfsinnigen Beobachtern nicht verborgen. Anton Kuh (1987: 192ff.) sah diese Figur 1926 in dem »geniale(n) Clown« Charlie Chaplin verkörpert und wußte, daß Ahasver der »mystische, düstere Vorgänger« war. Kuh fand, in allen Chaplin-Filmen werde letztlich dieselbe Legende erzählt, und schlug dafür als Titel vor: *Hans Nebbich im Glück*. Von dieser Sichtweise war vielleicht auch Paul Dessau inspiriert, bei dessen Orchesterstück *Der Nebbich* ein Kritiker spürte, wie der Komponist den *Nebbich* leibhaftig durch Musik erstehen ließ (London 1929).

Für die Verfilmung des Werks erfand Hans Conradi 1929 eine ironische Chaplinade: »ein mit Paketen beladener gutmütiger Tölpel sieht im Schaufenster eines Warenhauses, aus dem er kommt, ein hübsches Mädel Kleider und Badetrikots vorführen, wobei man anfangs im unklaren bleibt, ob es lebendig ist oder aus Wachs. Jedenfalls entzückt ihn dieser Anblick derartig, daß er, im ständigen Kampf mit seinen Paketen, die ihm dauernd entfallen, in der Windfangtür stehen bleibt, eingeklemmt wird, die Scheiben zerdrückt und den Verkehr hemmt. Erst einem hinzugerufenen Schutzmann gelingt es, die allgemeine Verwirrung zu meistern, indes die Dame im Fenster sich nach wie vor kokett um ihre eigene Achse dreht« (ebd.). Solche *Nebbichs* rechnete Anton Kuh (1987: 193) zu den »ewig Geretteten«, die höher stünden als die »ewigen Triumphatoren«.

Von ganz anderem Zuschnitt war dagegen der *Nebbich*, den Carl Sternheim vom bürgerlichen Heldenleben träumen ließ. Als Protagonist des Lustspiels ›Der Nebbich‹ (1922) wird der Handlungsreisende Fritz Tritz von der Kammersängerin Rita Marchetti durch die rosarote Brille zunächst zum Adonis verklärt und dann, als der Traum zerplatzt, umso gnadenloser herunter-gemacht: *Aber das ist ja - der typische Nebbich!* (Sternheim 1964: 257). Was der Autor mit dem Wort *Nebbich* als Titel seines Lustspiels verband, hat ein Kritiker der Darmstädter Uraufführung in Erfahrung gebracht: »Die Bezeichnung ›Nebbich‹ bedeutet nach Sternheims Erklärung nichts und alles; sie kann sowohl Zustimmung wie Ablehnung sein, Mitleid oder Abscheu ausdrücken. Als Gestalt eines Lustspiels soll der Nebbich das Allgemeine, Uneigene, Unpersönliche in Person darstellen« (ebd., 509).

Figur und Typus des *Nebbichs* waren 1924 Gegenstand einer Kontroverse zwischen Max Herrmann-Neiße und Sternheim (vgl. Herrmann-Neiße 1988: 554ff. u. 702). Dabei wurde das Wort *Nebbich* als Zitat des Titels (*im Nebbich*) und zur Bezeichnung der Figur (*der Nebbich*) verwendet. 1955 wurde ›Der Nebbich‹ bei einer Neuinszenierung in Wien als Inbegriff des gefährlichen Spießers verstanden (vgl. Kahl 1956: ›Der Nebbich mit der Hitlerfliege‹). Im Programmheft einer Berliner Inszenierung hieß es 1963: »Nebbich ist die Personifizierung der indolenten Schicht, aus der sich die Protagonisten des ›Bürgerlichen Heldenlebens‹ drohend und allein erhoben. ›Lebendige, brutale Lebensfrische‹ konnte er bloß mehr unter seinesgleichen und in Marschkolonnen entfalten. Von 1933 an taten die Nebbichs, was ihnen die Schippels befahlen« (zitiert nach Sternheim 1964: 510).

Bereits von Sternheims Primadonna Rita Marchetti war zu lernen, daß *Nebbich* ein Wort des kulturellen Szenejargons darstellte, wie er an Theatern üblich war. Carl Zuckmayer bestätigte das in seinem Drama ›Des Teufels General‹ (1946) mit der Figur der Diva Olivia Geiss. Im Gespräch mit Luftwaffengeneral Harras sagt sie über impotente Kriegstreiber: *Die Brüder kennt man doch. Erst große Töne, dann fertig, eh's angefangen hat, und nur rasch wieder ›zum Dienst‹. Nebbich* (Zuckmayer 1996: 101). Anders als bei Sternheim wird *nebbich* hier als kommentierende Partikel verwendet, doch ist der Zusammenhang durchaus vergleichbar.

*Nebbich* ist auch die Bezeichnung, die Hans Fallada in seinem Roman über den Widerstand kleiner Leute im Dritten Reich, ›Jeder stirbt für sich allein‹ (1947), benutzt hat, um einen Verdächtigen aus der Sicht eines Polizeispitzels zu charakterisieren: *Das ist doch ein ganz kleiner Pinkell! Ein reiner Nebbich ist das! Was wollen Sie denn mit solchem Idioten, Herr Kommissar?* (Fallada 1997: 180). Dieser *Nebbich* gilt als klein und bedeutungslos. Er wird fälschlich des Diebstahls bezichtigt und hat keine feste Wohnung, dafür werden ihm Weibergeschichten angedichtet (ebd. 177ff.). So stellt Fallada den *Nebbich* nicht mehr als Spießler dar, sondern als denjenigen, der von den Pfahlbürgern verachtet und verfolgt wird.

Wenn Zuckmayer und Fallada die Partikel *nebbich* und das Nomen *Nebbich* in den vierziger Jahren im Drama oder Roman gebrauchten, dann wollten sie damit Tonfälle des modischen Jargons oder der Sprache

kleiner Leute in großstädtischen Milieus wiedergeben. Als die Zeichen der Jüdischkeit mehr und mehr gemieden wurden und nach 1933 jeder öffentliche Hinweis darauf eine gefährliche Situation heraufbeschwören konnte, wurden auch jiddische Wörter aus dem allgemeinen Sprachgebrauch getilgt. Dagegen wurden sie von der nationalsozialistischen Propaganda gebraucht, um gegen Juden zu hetzen und Rassenhaß zu schüren (Althaus 1997: 195ff.). Daß Zuckmayer (1996: 14ff.) den General Harras in einem Satz wie *Wir haben auch nicht alle Tage Schabbes* oder einem Trinkspruch wie *Also - ohne weitere Schmonzes, aber von Herzen* jiddische Wörter in den Mund nehmen läßt, bestätigt Harras' nonkonformistische Einstellung, mit der er auch in seinem Umgangston bewußt gegen den politischen Strom schwimmt.

Dagegen traute sich Victor Klemperer im August 1945 nicht mehr, seinen Kommentar zu einem Aufruf des ›Kulturbunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands‹ in lesbarer Form ins Tagebuch zu schreiben. Die zur Mitwirkung eingeladenen »Prominenten« aus Dresden erschienen ihm als »wirklich sehr armselig«, so daß er für sie nur das bekannte Wort übrig hatte. Dies aber verfremdete er mit griechischen Buchstaben: Νεββιχ (Klemperer 1999: I, 84). Die Distanzierung deutete einen Bruch in der Wortgeschichte an, der sich auch bei anderen Wörtern aus dem Jiddischen zeigte. Dem Tabu verfielen nach 1945 nicht nur die politischen Phrasen und die vom Regime mißbrauchten Wörter, sondern auch der Wortschatz der Verfolgten (Althaus 1997: 421ff.).<sup>1</sup>

Hans Peter Althaus, Trier

1. Fortsetzung im nächsten Heft.